N° 2 - 2022

D A M Ü L S F A S C H I N A

Ein Bergreich zwischen dem Bregenzerwald und dem Biosphärenpark
Großes Walsertal. Zwei Dörfer mit echter Natur und voller kultureller Schätze.
Ein Ort der Inspiration und Ruhe. Mit einem Magazin, das die Seele berührt.

#SCHNEEREICH

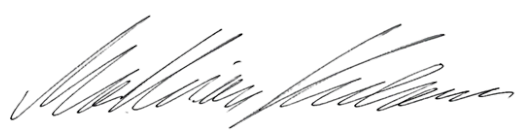
LIEBE LESENDE,

willkommen im schneereichsten Bergdorf zwischen dem Bregenzerwald und dem Großen Walsertal. Wenn sich mehrere Schneekristalle aneinanderhängen, entsteht eine Schneeflocke, die schließlich vom Himmel fällt. Viele davon bilden dann die Basis für unseren geliebten Wintersport. Über Nacht bauen sich die Wolken auf und die Magie nimmt ihren Lauf. Schon die Inuits hatten ein feines Gespür und wussten die weiße Pracht als Unterschlupf zu nutzen.

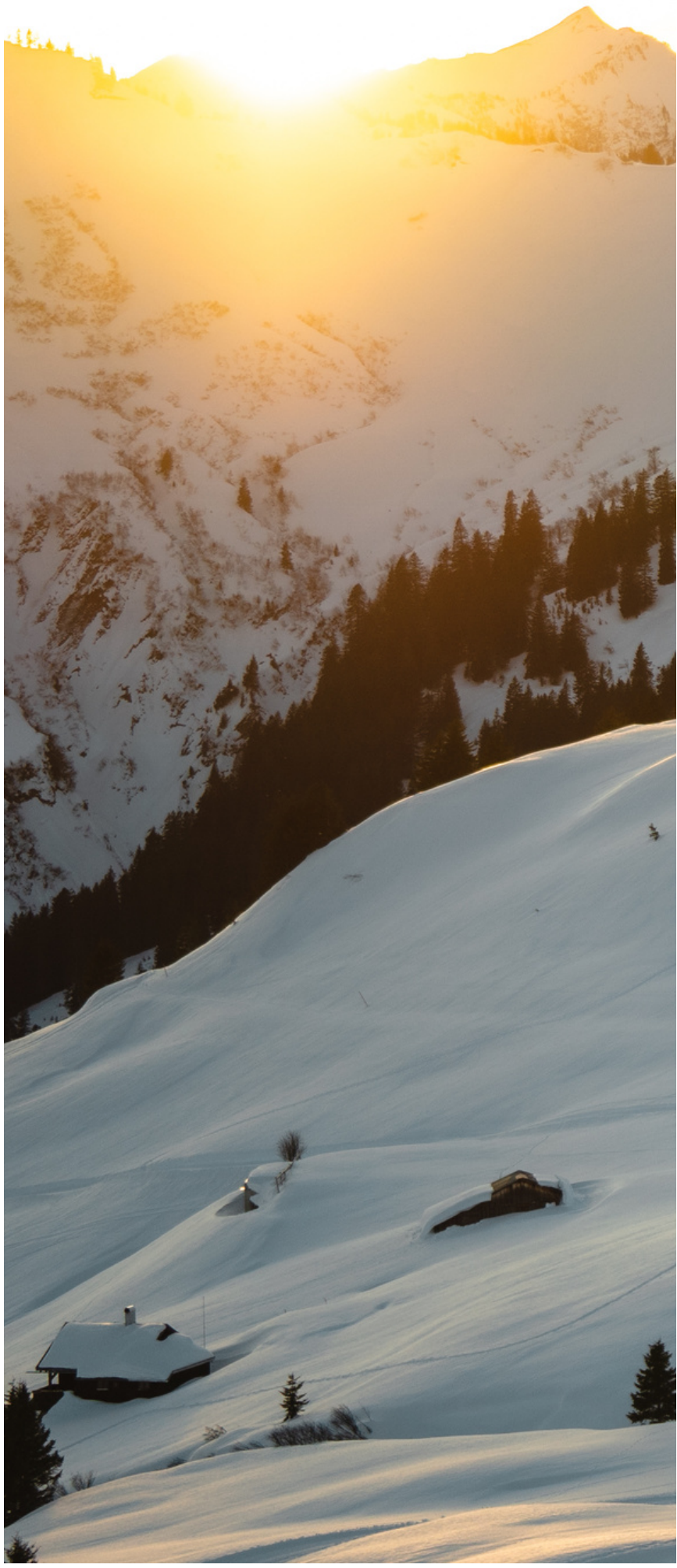
Auch bei uns können Sie ein echtes Iglu bauen und sogar darin übernachten. Ich selbst habe das Abenteuer mit Outdoorguide Christoph Oberhauser mitgemacht und werde es so schnell nicht mehr vergessen. Ebenso hat unser Gigi Rüf seine Anfänge in Damüls noch gut in Erinnerung. Im Interview gibt der Snowboardprofi exklusive Einblicke in seine außergewöhnliche Karriere. Herausragende Skipioniere gibt es zudem in unserem Skimuseum zu bewundern. Kurator Christian Lingenhöle präsentiert im ehemaligen Pfarrhof seine Jahrzehnte alte Sammlung zu Ehren der Vorarlberger Skigeschichte.

Die in Damüls partout nicht enden will: Andreas Erath ist Servicemann beim ÖSV und kümmert sich darum, dass die Skischuhe der Profis wie die Faust aufs Auge passen. Ein beeindruckendes Handwerk – so wie das der „Hutschn". Mit denen Sie bei uns quasi über die Berge schaukeln können. Was hinter dieser Idee steckt, lesen Sie auf den nächsten Seiten.

Wechseln Sie entspannt die Perspektive und lassen Sie sich von unseren schneereichen Geschichten inspirieren!



Ihr Mathias Klocker,
Geschäftsführer Damüls Faschina Tourismus



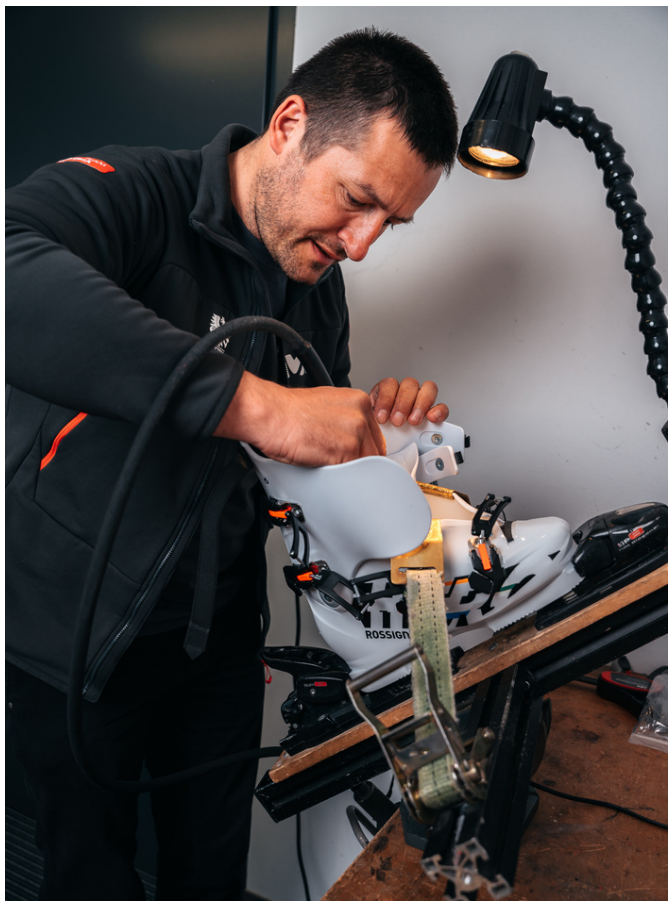
:UBERBLICK

6
SKIMUSEUM

Das ist nicht nur irgendein Museum, sondern eine herausragende Sammlung an Geschichten und Unikaten, die den Vorarlberger Skilauf ehren. Kurator und Wintersportfan Christian Lingenhöle hat dieser Ausstellung in Damüls einen großen Teil seiner Lebenszeit gewidmet und verrät, welches seine Lieblingsstücke sind.

10
GIGI RÜF

Viele kennen seinen Namen und verbinden ihn sofort mit einem: dem Snowboarden. Der sympathische Bregenzerwälder hat den Sport wie kein anderer geprägt. Im Interview erzählt der zweifache Familienvater von seinen Anfängen in Damüls und wieso er bis heute noch dick im Geschäft ist.



14
HUTSCHN

Das sind ganz spezielle Schaukeln, die in Bayern in Handarbeit hergestellt werden. Vier davon stehen in Damüls an prominenten Orten und laden dazu ein, die Perspektive zu wechseln. Andreas Bunsen ist einer der Hutschn-Gründer und erzählt wie es zu dieser grandiosen Idee kam und warum Schaukeln einfach glücklich macht.

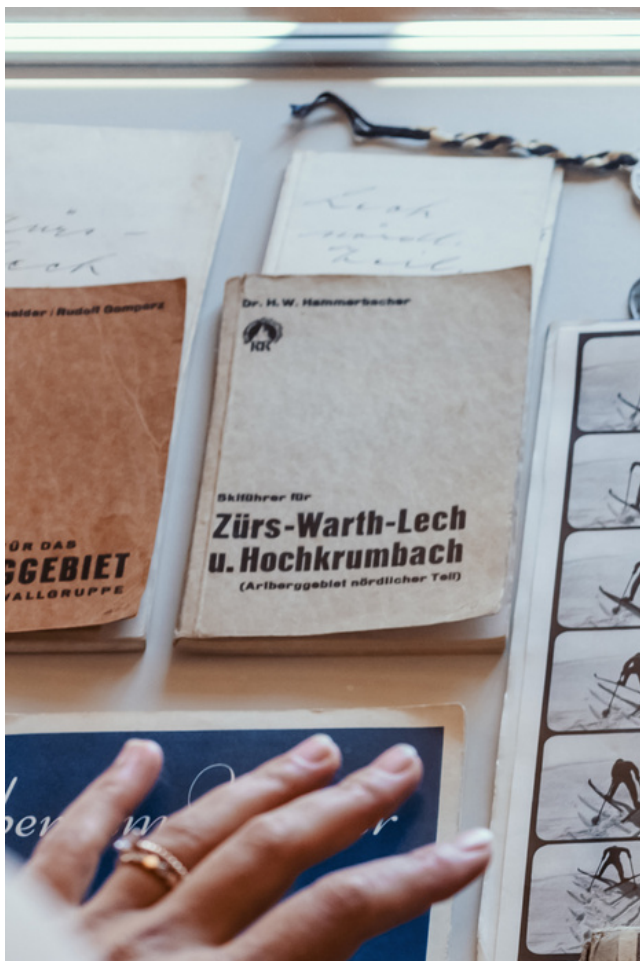
20
BOOTFITTER

Insider:innen wissen, im Skirennsport kommt es auf jede Hundertstelsekunde an. Die richtigen Skischuhe können einen riesigen Unterschied ausmachen. Deshalb vertrauen Katharina Liensberger und Co. nur einem: Andreas Erath. Der Damülser gibt exklusive Einblicke, wie er die Rennschuhe perfekt auf die Läufer:innen anpasst.

24
IGLUBAU

Schon mal ein richtiges Iglu gebaut? In Damüls Faschina geht das. Hier kann man sein eigenes Schneehaus bauen und auch darin übernachten. Wie das funktioniert und warum das ein Abenteuer ist, das man so schnell nicht vergisst, erklärt Outdoorguide und Erlebnispädagoge Christoph Oberhauser.

KEIN SCHNEE VON GESTERN



FIS SKIMUSEUM IN DAMÜLS

Vielleicht liegt es am Alter, denn jemand wie Christian Lingenhöle hat viel zu erzählen. Sein Leben hat er dem Wintersport verschrieben. Ihm ist zu verdanken, was das Skimuseum in Damüls heute ist: Eine vom internationalen Skiverband, der FIS, ausgezeichnete Ausstellung. Mit einer einzigartigen Sammlung, die dem Vorarlberger Skilauf, seinen Pionieren und der Geschichte huldigt.

Christian Lingenhöle stand als Dreijähriger zum ersten Mal auf den Ski und kommt auch als Pensionist noch auf über 70 Skitage im Jahr. Neben Skigebieten wie Livigno in der Lombardei oder dem Arlberg, fährt er die meiste Zeit in Damüls. An seinem Lieblingsort, wo seine Eltern 1950 das erste Ferienhaus und einen Skilift gebaut haben. Fast jedes Wochenende und die Ferien verbrachte der junge Lingenhöle im schneesicheren Bergdorf zwischen dem Bregenzerwald und dem Großen Walsertal. „Um mein Heimweh nach dem Skifahren zu mildern, habe ich immer einen Schneeball aus Damüls nach Bregenz mitgenommen und im Kühlschrank aufbewahrt", muss der ehemalige Skilehrer über sich schmunzeln.

SAMMLER AUS LEIDENSCHAFT

Die Liebe zum Schnee ließ den Sportler ein Leben lang nicht los. 41 Jahre führte er als jüngster Kaufmann Österreichs in Bregenz ein Sportartikelgeschäft, wo die Jagd nach seinen Schätzen begann. In erster Linie als Dekoration für den Shop, später für die umfangreiche Ausstellung in Damüls. Wie er zu den kostbaren Ausstellungsstücken kam? „Von irgendwo hörte ich, dass es in Au einen ‚Kanisski' gegeben hat. Dann fuhr ich dahin und fragte bei Verwandten des ehemaligen Betriebs nach. Bei einem Bekannten sah ich das Logo mit der Kanisfluh als Abziehbildchen in einem alten Schulheft, so kam der Ball ins Rollen", erzählt der Sammler. So eine Suche kann mitunter lange dauern, fünf Jahre brauchte er zum Beispiel, nur um diesen begehrten Ski zu finden.

2011 bot sich der ehemalige Pfarrhof unterhalb der Damülser Kirche dann als neuer Ausstellungsort für seine Sammlung an. Zwei Jahre Zeit, um noch intensiver zu sammeln, bevor das Skimuseum offiziell eröffnet wurde. Viele Ausstellungsstücke wurden ihm geschenkt, geliehen oder verkauft. Das Archiv wurde so groß, dass er mit der Sanierung des Gebäudes im Keller ein weiteres Depot bekam. Oben im ersten Stockwerk des historischen Holzhauses konzentriert sich seine Ausstellung auf drei Schwerpunkte: Die Pioniere, das Material und den Rennlauf.

DIE PIONIERE

Hier, in Christians Welt, beginnt der erste Teil der Ausstellung mit Geschichten über drei Vorarlberger Skipioniere: Viktor Sohm, Hannes Schneider und Oberst Bilgeri. „Sie haben maßgeblich zur Entwicklung des Skisports und Tourismus im Land beigetragen", betont der Kenner. Einer davon war Viktor Sohm, der 1887 als erster Skiläufer der österreichisch-ungarischen Monarchie mit norwegischer Ausrüstung am Gebhardsberg, oberhalb von Bregenz, gefahren ist.

Als Skikursleiter 1906 in Zürs war er außerdem Lehrer eines weiteren Pioniers: Hannes Schneider aus Stuben am Arlberg. Er wirkte in über 20 Filmen mit, unter anderem in „Der weiße Rausch" und wurde durch seinen eigenen Schwung bekannt: die Arlberg-Technik. „Ein Stemmbogen in tiefer Hocke, der die Kurve schneller einleitet und mit dem man sicherer fahren kann", erklärt Christian. Als Kritiker des Nazi-Regimes emigrierte Schneider im zweiten Weltkrieg nach Amerika und baute dort eine große Skischule, die heute noch sein Urenkel führt.

Der dritte Pionier im Bunde war Oberst Bilgeri. Wie Sohm ebenfalls Bregenzer, hat dieser Soldaten ausgebildet und die Bilgeri-Bindung auf den Markt gebracht. Er verhalf der Zweistocktechnik und der Skigymnastik zum Durchbruch, entwickelte Skiwachse und funktionale Skiausrüstung aus Kammgarnwolle und Seideninnenfutter. „Auch die Frauen liebten den Oberst", scherzt der Museumsleiter. Im Hutgeschäft seiner Schwester stieg regelmäßig der Umsatz, wenn er sich zur Übernachtung in ihrem Haus ankündigte. „Als er starb, hieß es, er solle als Lediger eine weiße Schleife ans Kreuz bekommen. Bekannte intervenierten und es ist eine graue geworden", weiß Christian aus sicherer Quelle.

Die Startnummer von Trude Jochum-Beiser:
Erstes Gold für eine Vorarlbergerin bei Olympia.

DAS MATERIAL

Einen Raum weiter verbirgt sich alles, was sich in Sachen Material getan hat: Von Christians Kinderski aus Holz über Vaters zwei Meter lange Slalomski bis hin zu modernsten Carvingski. „Zu Beginn sind die Skandinavier drei Meter lange Ski gefahren, oder besser gesagt gelaufen. Denn die wurden vor allem zur Jagd verwendet", erzählt der Experte. In den 70er Jahren stieg man dann auf kurze Ski um. „Damit konnte man mit wenig Kraftaufwand um die Kurve, aber auch über seine Verhältnisse fahren. Es kam zu vielen Unfällen", meint Christian weiter. 1992 brachte die Firma Kneissl dann den taillierten Ski raus: Vorn und hinten breit und in der Mitte schlank. „Damit lässt sich der Schwung einfacher einleiten und ruhiger fahren, so wie wir es heute kennen", erklärt er.

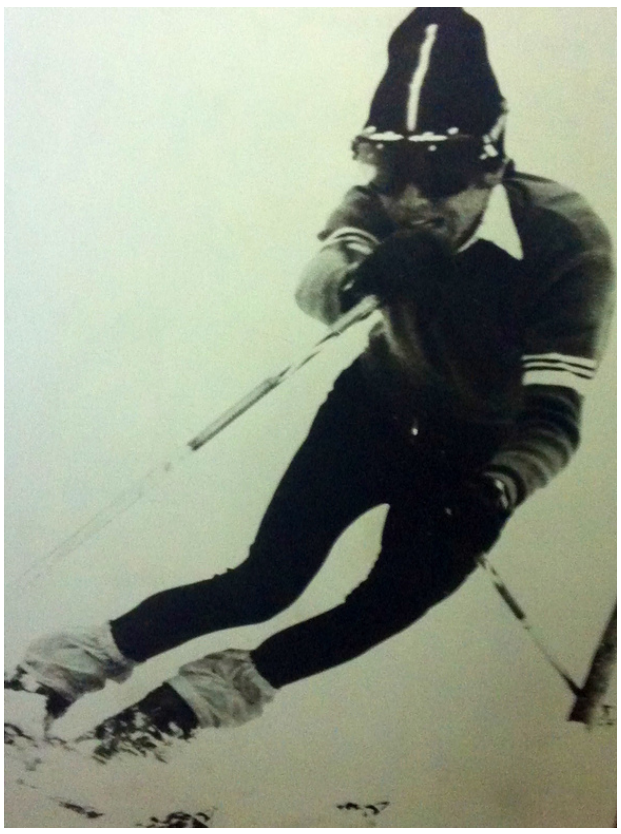
Der größte Sprung in der Skigeschichte war allerdings der Umstieg von Holz- auf Metallski, den Howard Head Anfang der 50er Jahre einführte. „Kästle musste damals noch für jeden Metallski, der aus Hohenems rausging, fünf Dollar an den Amerikaner bezahlen", weiß der Sammler. Danach kam der Kunststoffski, der erste von Kästle in den 60er Jahren kostete bereits stolze 500 Euro. In den letzten 20 Jahren, meint Christian, habe sich nicht mehr so viel getan. Das sehe man auch an den Rennskiern der Profis wie Marcel Hirscher, Axel Lund Svindal, Anna Veith oder Felix Neureuther, die als Erinnerung an ihre Erfolge im Museum stehen.

So wie einen Raum weiter außergewöhnliche Ausstellungsstücke von insgesamt dreizehn Wagnermeistern stehen, die ab 1920 in Vorarlberg Skier und Zubehör produzierten. Das Auto kam auf den Markt und die damaligen Hersteller von Postkutschen sowie Fuhrwerks- und Leiterwagen sahen sich gezwungen ihre Produktion auf Skier umzustellen. Damals gab es Dorner-Ski aus Egg, Meusburger-Ski aus Bezau, Frei-Ski aus Nüziders oder Einsle-Ski aus Bregenz. Übriggeblieben ist heute nur noch der bekannteste Wagnerbetrieb – Kästle aus Hohenems, mit dem damals berühmten Arlberg-Ski.

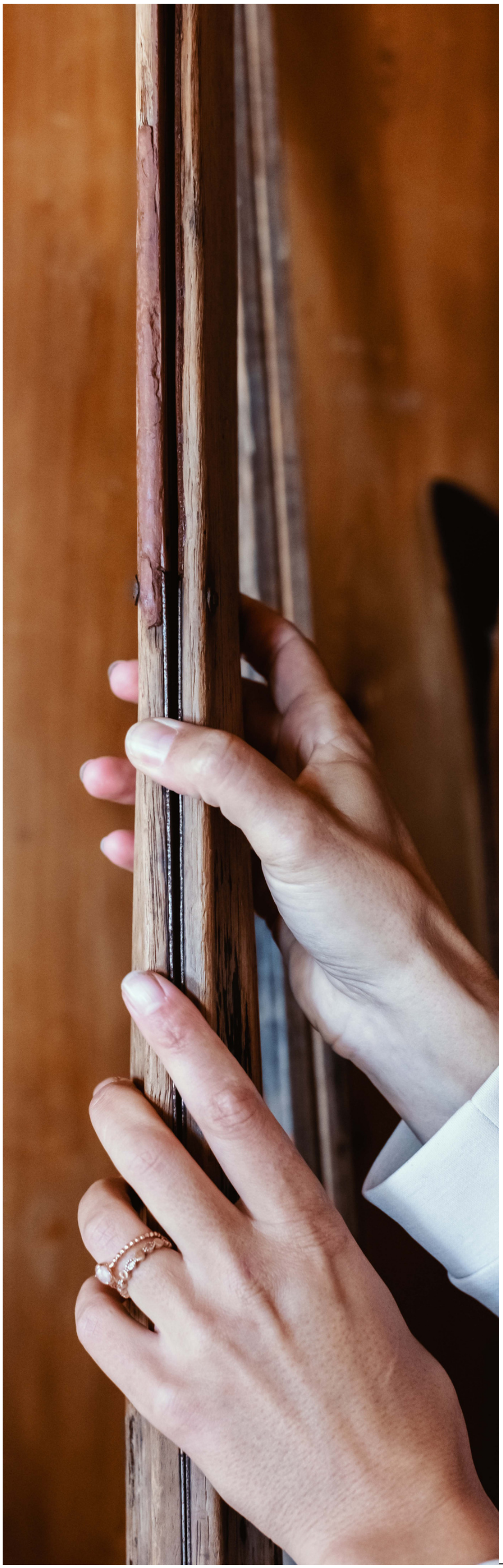
DER RENNLAUF

Der dritte Schwerpunkt des Skimuseums zeigt historische Exponate ehemaliger Vorarlberger Rennläufer:innen, die eine Medaille bei Olympia oder Weltmeisterschaften holen konnten. Auch Lieblingsstücke von Lingenhöle, die einen emotionalen Wert für den Museumleiter haben. Zum einen die Startnummer fünf von Trude Jochum-Beiser, die als erste Vorarlbergerin eine Goldmedaille bei den olympischen Winterspielen 1952 in Oslo gewann. Zum anderen die Medaillen der Weltmeisterschaft von Heidi Zimmermann-Strasser und Werner Bleiner sowie der erste Sprungski von Toni Innauer, der eigentlich gar keiner war.

Als Innauer zwölf Jahre alt war, wurde er für ein Skirennen nicht nominiert. Aus Trotz montierte er eine Sprungbindung auf einen Alpinski und trainierte damit hinter seinem Haus. Im selben Winter sprang er damit bei den Landesmeisterschaften im Skispringen am Pfänder zum Schanzenrekord. „Bei den österreichischen Meisterschaften sagte man ihm, er solle den Ski wechseln, damit sie sich nicht schämen müssen. Er sagte, entweder komme ich mit diesem Ski oder gar nicht“, erzählt Christian. Innauer wurde damit Vizemeister und später als Weltmeister- und Olympiasieger zur Legende. Jeder Erfolg steckt im Detail. Dem würde sicher auch Christian Lingenhöle zustimmen, der zu jedem Ausstellungsstück im Damülser Skimuseum eine spannende Geschichte zu erzählen hat. Dienstags und freitags sowie zu Sonderausstellungen öffnet sein Team mit Pepi, Egon und Reinold die Museumstüren und lädt Interessierte ein, mit ihnen gemeinsam in Erinnerungen zu schwelgen.



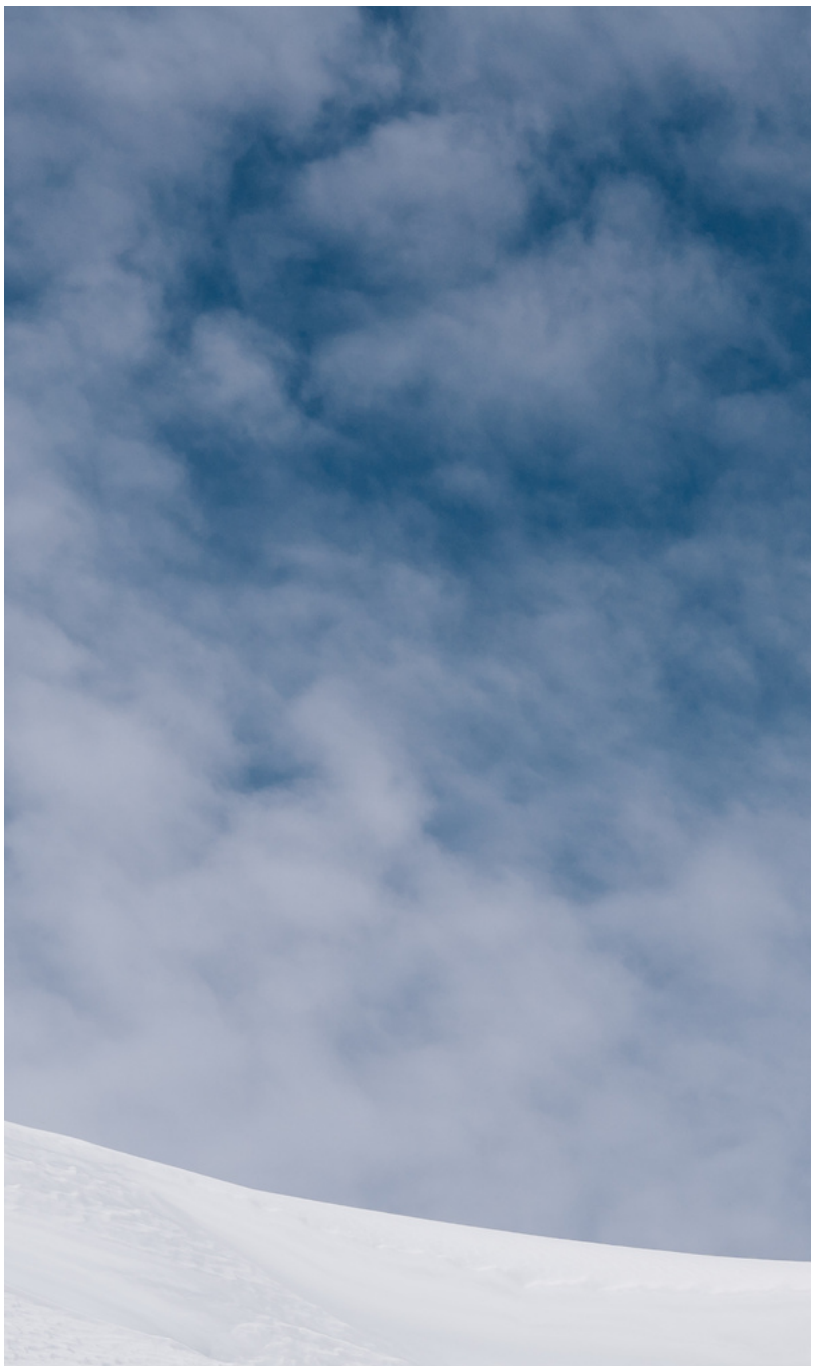
Christian Lingenhöle
Kurator, Sammler und begeisterter Skifahrer.



MEIN KRASSESTER SPRUNG

SNOWBOARDLEGENDE GIGI RÜF

Gigi Rüf – Wer diesen Namen hört, weiß sofort, worum es geht: Snowboarden! Der Bregenzerwälder gehört zu den größten Ikonen seines Sports. Warum? Weil er wie kein anderer diesen Lifestyle verkörpert, in über 30 Videoparts mitwirkte und mit Fotos in und auf Magazinen die Aufmerksamkeit auf sich zog. Mit seinem unglaublichen Talent und Unternehmergeist wurde er zur Snowboardlegende. Im Interview erzählt er von seinen Anfängen in Damüls und verrät, warum er bis heute so erfolgreich ist.



CHRISTIAN, WOHER KOMMT DEIN SPITZNAME „GIGI“?

Ich bin der Jüngste von vier Geschwistern und meine Schwester konnte als Kind meinen Namen nicht richtig aussprechen. Dann hat sie sowas wie „Kiki“ gesagt und daraus ist dann „Gigi“ entstanden. Der Name ist mir bis heute geblieben. Auch in Damüls gibt es einen „Gigi“, der wie der Ort selbst, gar keine so unwichtige Rolle in meiner Karriere spielt. Christian Klocker war einer der Kollegen im Freundeskreis meiner vier Jahre älteren Schwester, durch die ich den Zugang zum Snowboarden gefunden habe.

WAS HAT DICH VON DEINEM GEBURTSORT AU NACH DAMÜLS GEBRACHT?

Meine Mutter ist Damülserin. Ihr Heimatdorf war als schneesicheres Gebiet bekannt und hat schon damals mehr für das Snowboarden getan. Mit elf Jahren habe ich dort angefangen und den älteren Kids nachgeeifert. Das war 1991 – und das Snowboarden das krasse Neue bei uns. Ich durfte erstmals mit der „coolen“ Gang meiner Schwester mitfahren. Die waren zwar, wie man bei uns sagt, „Rotzlöffel“ und konnten in der Kirche auf der hintersten Bank nicht stillsitzen. Dafür konnten sie aber skate- und snowboarden, und haben diesen neuen Lifestyle verkörpert, der mich so fasziniert hat.

Die Jungs hatten auch immer das beste Snowboard und die tollste Bindung. Sie wurden von Sportgeschäften mit dem neuesten Material gesponsert und ich habe zum ersten Mal von diesem Werdegang gehört. Ich habe mir das auch gewünscht und um Unterstützung bei den einheimischen Geschäften angefragt. Ich war dann auch bei den „Soul Surfers Damüls“ und durfte als 16-Jähriger an der Juniorenweltmeisterschaft teilnehmen. Da habe ich gemerkt, dass ich im Land im vorderen Bereich mitfahre. Die Rennen waren mir aber nie so wichtig. Sobald ich den Fuß in einer Firma hatte, ist es für mich mehr um das Marketing und die Produktentwicklung gegangen.

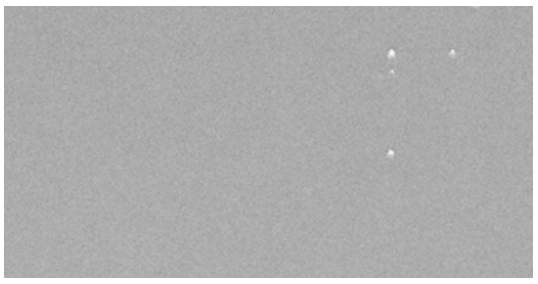
AUCH DEINE GROSSMUTTER HAT DICH AUF DIESEM WEG BEEINFLUSST. WIE DAS?

Ja, meine Damülser „Äle“ (Bregenzerwälder-Dialekt für Oma) hat mir eine Kappe aus dem heiligen Burton-Katalog gestrickt, die ich heute noch habe. Durch diesen „Do-it-yourself“-Spirit bin ich auch in die kommerzielle Seite des Snowboardens hineingerutscht. Ich habe als Pro-Model mit Firmen zusammengearbeitet und meine eigenen Produkte entwickelt. Mit Burton und Nike dann später ganze Kollektionen herausgebracht und alle Register in der Selbstvermarktung gezogen, die man ziehen kann. Mir ging es anfangs beim Snowboarden darum, Leute kennenzulernen und zu erfahren, wie der Hase läuft, damit ich zu meinem Material komme. Wettkampftechnisch war ich schon auch präsent, aber es hat sich im Freestyle-Bereich so viel erst entwickelt. Als die internationale Verbandsstruktur zusammengefallen ist, hat mich das nicht wirklich berührt, weil ich bei den Sponsoren schon ein fester Bestandteil im Team war. Ich habe mich fürs Marketing hergegeben und bin dann bei Fotoshootings, Videoparts und in Katalogen gelandet.

Kein Hindernis zu groß
Spektakuläre Sprünge gehören zu Gigis Repertoire.

WARUM HAT DAS MIT DIR ALS MARKENBOTSCHAFTER SO GUT FUNKTIONIERT?

Vielleicht wegen meiner Arbeitsmoral und weil ich in den Bergen aufgewachsen bin. Ich habe immer die Zusammenarbeit mit den Fotograf:innen und Filmproduzent:innen geschätzt. Wie sie unter ärgsten Bedingungen im Sturm und Schnee ihre Arbeit machen, hat mir imponiert und mich zu Höchstleistungen angespornt. Ich war mir nie zu schade, einen Run oder Sprung noch einmal zu machen. Ich bin einfach gerne Snowboard gefahren und konnte nicht genug davon kriegen. Die meisten Skills habe ich mir sogar bei Fotoshootings angeeignet. Damit bin ich auch auf der Titelseite des Burton-Katalogs gelandet, der millionenfach gedruckt wurde – das war mein Durchbruch. Die Handelsschule habe ich noch abgeschlossen, aber auch meine Eltern haben dann gesehen, dass ich mit dem Snowboarden mein Geld verdienen kann.



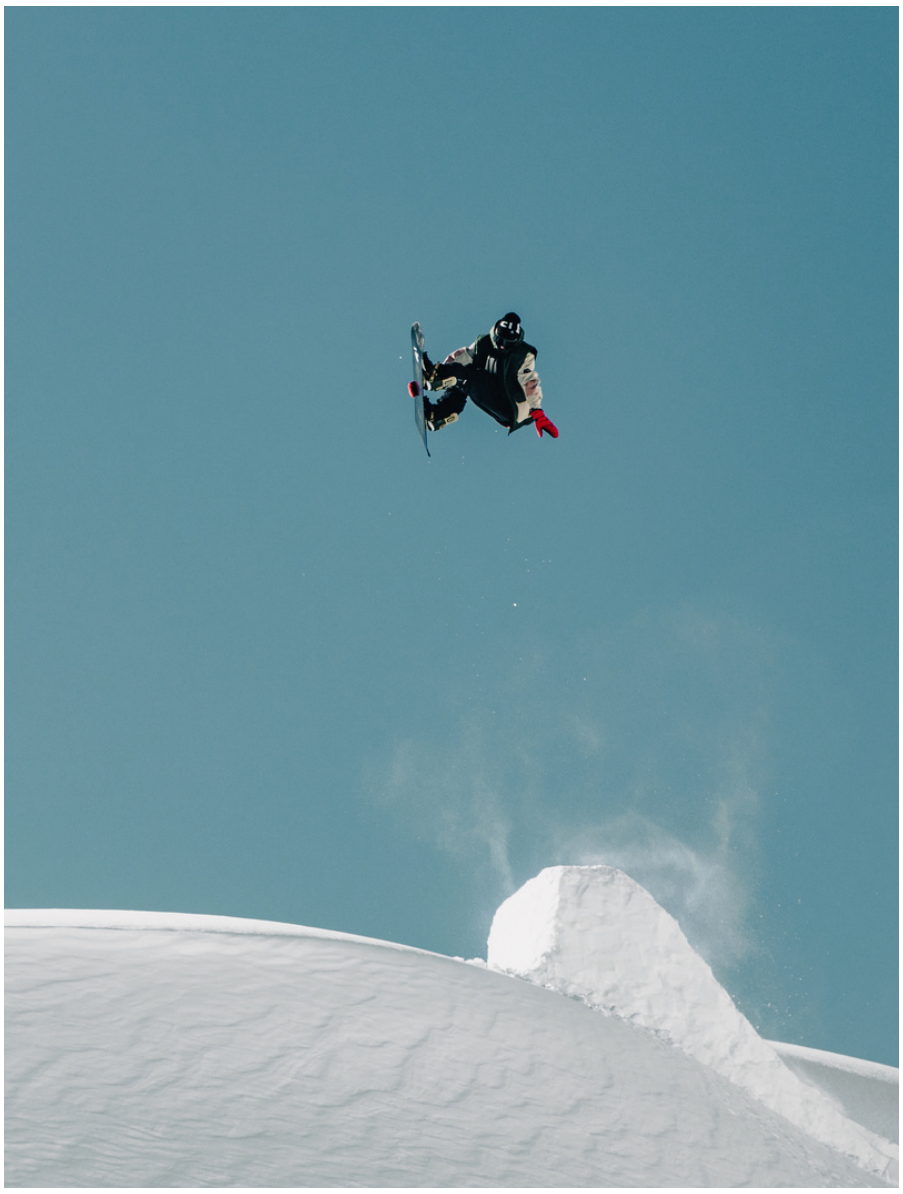
MIT 19 JAHREN HAST DU AN EVENTS UND WETTKÄMPFEN TEILGENOMMEN, DEINE ERSTEN VIDEOPARTS GEDREHT UND BIST ALLMÄHLICH IN DIE ELITE DES SNOWBOARDENS AUFGESTIEGEN. WIE KAM ES DAZU?

Mein Sponsor Burton hat mir damals ein „Around-the-World-Ticket“ bezahlt, mit dem ich nach Japan auf ein Halfpipe-Rennen und von dort in die USA zu einem Wettkampf geflogen bin. Mein Team-Manger hat mich dort mit einer Filmproduktion in Verbindung gebracht, bei der ich in Lake Tahoe als erster Mitteleuropäer mitmachen durfte. Aus geplanten zwei Wochen sind zwei Monate geworden. Ein Videopart in Songlänge aus dem Film „Destroyer“ wurde ausgezeichnet und ist dann in den Shops und im Fernsehen gelaufen. Von der größten amerikanischen Snowboardzeitschrift bin ich im selben Jahr zum „Rookie of the Year“ gewählt worden und zur Preisverleihung nach Las Vegas gereist. Das hat mir zusätzlich den Profistempel aufgedrückt. Seither drehe ich jedes Jahr mindestens zwei Videoparts, einen im Ausland und einen in Europa mit meinen Kollegen.

DU FÜHLST DICH EHER IM PULVERSCHNEE, ABSEITS DER PARKS, AM WOHLSTEN. WARUM IST DAS SO?

Dazu gibt es auch eine lustige Anekdote aus Damüls. Als junge Kerle sind wir meistens den Uga-Lift gefahren. Wenn einer dann gefragt hat, wo wir fahren, haben alle „Mir gli“ (Bregenzerwälder-Dialekt für „mir egal“) gesagt. Danach haben wir den Uga-Run „Mir gli-Run“ getauft. Der verläuft direkt unter dem Lift, im Pulverschnee abseits der Piste. Ich habe mich damals schon lieber an natürlichen Gegebenheiten orientiert und bin über Liftspurkanten gesprungen. Anders als heute, hat es auch noch keine wirklichen Snowparks gegeben.

Später habe ich dann herausgefunden, dass mich Parks eher limitieren, weil die Wege schon vorgegeben sind. Mir taugt es einfach, dass die Schneeverwehungen so sind, wie sie sind. Deshalb bin ich meinen Wurzeln immer treu geblieben. Ich wollte nicht auf Geländer rutschen, sondern habe lieber Bäume genommen. Dadurch bin ich zum Allrounder geworden und konnte meinen eigenen Stil kreieren. Mein erster Filmdreh in Alaska hat mir damals gezeigt, dass ich überhaupt kein guter Snowboarder war. Schritt für Schritt konnte ich mich in diesem Terrain aber an die riesigen Wechten herantasten, was mich zu einem besseren Fahrer gemacht hat.



DAFÜR BRAUCHT MAN AUCH DAS RICHTIGE MATERIAL. HAST DU DESHALB DEINE EIGENE SNOWBOARDMARKE GEGRÜNDET?

Ja, auch. Ich hatte einen guten Lauf mit Burton, wollte mich aber selbst neu erfinden. Deshalb bin ich dann von Kopf bis Fuß zu Volcom gewechselt, um mit ihnen gemeinsam mein eigenes Snowboard zu entwickeln. Als börsennotiertes Unternehmen gibt es dort aber neben dem Snowboard-Bereich auch das Skateboarden sowie Musik und Klamotten. Das Projekt passte nie wirklich in die Budgetplanung. Daraufhin habe ich beschlossen, meine Idee einfach selbst durchzuziehen. Mit meinem „SLASH ATV“ Modell habe ich ein Snowboard für alle Gegebenheiten kreiert, dass die letzten zehn Jahre den Ton angegeben hat. Ich wollte kein konventionelles Snowboard mit Antibiegung machen und habe deshalb vorne die Rundung weggenommen, die man zum Fahren nicht braucht. Ein reaktives Brett, das sich an die Bedingungen der Hänge anpasst. In SLASH habe ich alles hineinkanalisiert, was für mich das perfekte Board ausmacht. Ich war immer ein aktiver Snowboarder, der über das Fahren hinausdenkt. Ob bei Tricks oder der Produktentwicklung – ich will immer etwas Neues kreieren, das es so noch nicht gab. Auch der kleinste Macher kann damit die größte Welle auslösen.

In meiner eigenen Firma bin ich jetzt Verkäufer und Entwickler, alles in einem. Die Modelle lasse ich in Europa, genauer gesagt in Polen, produzieren und arbeite mit Kollegen und Künstlern zusammen. Leider stehen die Menschen heute durch Social Media unter so vielen Eindrücken, dass das immer weniger wertgeschätzt wird. So auch im sportlichen Bereich, wer den nächsten Hit macht, ist für 15 Minuten bekannt. Bei SLASH binde ich aber auch meine Kollegen von früher wieder mit ein und kann ihnen damit etwas zurückgeben. Jahrelang war ich viel in der Welt unterwegs, diese Freundschaften kann ich jetzt wieder mehr pflegen.

DIE GRÜNDUNG VON SLASH WAR NICHT NUR UNTERNEHMERISCH EIN ANTRIEB, AUCH SPORTLICH GING ES FÜR DICH NOCH MAL HOCH HINAUS.

Ja, genau. Ich bin nach Volcom zu Nike gekommen, habe ein weiteres riesiges Videoprojekt gedreht und wieder an Wettkämpfen teilgenommen. In Alaska habe ich gelernt, dass auch ein einfacher Sprung vor großartiger Kulisse gigantisch ausschauen kann. Das hat meine Perspektive aufs Snowboarden geändert und ich habe herausgefunden, wie ich mich in dieser natürlichen Umgebung bewegen will und kann. Mit der „Natural Selection Tour“ kamen dann Contests, die wie für mich geschaffen wurden. Beim ersten Event bin ich gleich Zweiter geworden und ein Jahr darauf habe ich den Wettkampf gewonnen. Das war ein Quantensprung, den ich allein meinem Snowboard zu verdanken habe. Mein eigens konzipiertes Freeride-Brett mit der spitzigen Nase, was es in der Form für Freestyler damals noch nicht gab, hat mir zu diesem Erfolg verholfen. Daraufhin bin ich genügsamer mit dem geworden, was ich schon erreicht habe. Oftmals frage ich mich, wie ich das alles geschafft habe.

DU BIST JETZT 40 UND VATER ZWEIER KINDER. WAS HAST DU DIE NÄCHSTEN JAHRE VOR?

Tatsächlich wird man als Vater etwas vorsichtiger. Aber das Gute ist, dass Pulverschnee weich ist. Außerdem bereite ich mich fitnessmäßig mit meinem Cousin Philip als Personal Trainier gut für die Saison vor. Es ist auch schön zu sehen, dass meine Kinder den gleichen Zugang zum Sport finden. Wir gehen gemeinsam Snowboarden, Skateboarden, Mountainbiken oder Wandern. Ich fahre im Winter immer noch viel, und will die Verbindung zur Natur und der sportlichen Seite nicht verlieren. Meine Snowboardmarke werde ich weiterentwickeln und mit meiner Erfahrung neue Talente fördern.

Das Snowboarden ist für mich einfach immer noch das geilste Feeling. Im Tiefschnee zu surfen und mein kreatives Potenzial auszuleben. Die Natur und die Gegebenheiten zu spüren und zu schätzen. Der Sprung in meine Karriere war definitiv mein krassester Sprung. Ich habe immer versucht das Snowboarden mit den Werten zu verbinden, die ich als kleiner Junge kennengelernt habe. Deshalb will ich auch weiterhin Videoparts machen und die Leute mit meinen Stories inspirieren. Der nächste Dreh findet dieses Jahr im Snowpark Damüls statt. Man sagt ja, das Beste kommt zum Schluss.

SCHAUKELN MACHT GLÜCKLICH

DAS LAND DER SCHAUKELN

Ein Stück Holz, ein Seil, ein Körper und los geht's. Vor- und rückwärts schwingen. Den Wind auf der Haut spüren. Ungestört träumen. Aus dem Gleichgewicht kommen und wieder hinein. Das ist Schaukeln – ein einfaches Glück, das uns alle miteinander verbindet.

„Hutschn", heißt das auch in Bayern. Das sagt man dort, wenn ein Kind in der Wiege geschaukelt wird. Hinter diesem einprägsamen Begriff verbirgt sich das Herzensprojekt von Andreas Baumann, Matthias und Andreas Bunsen. Die drei Gründer aus dem Berchtesgadener Land stellen in aufwendiger Handarbeit hochwertige Schaukeln aus Eichenholz her, die sogenannten „Hutschn". Neben ihren eigentlichen Berufen, denn wie es zu dieser außergewöhnlichen Idee kam, war reiner Zufall.

Die erfolgreichen Hutschnmacher
Das Schaukeln hat die drei
schon als Buben fasziniert.

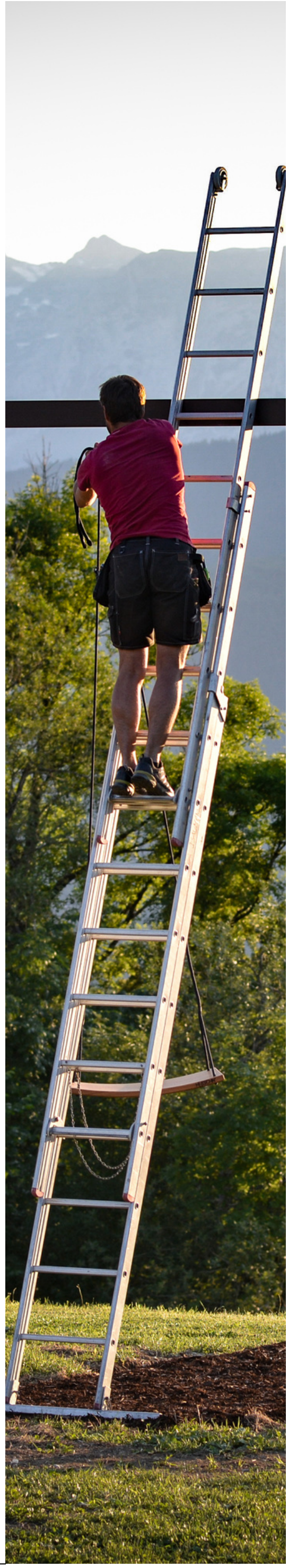
DREI FREUNDE, EIN TRAUM

„Als meine Großmutter verstarb, habe ich ein Häuschen in Bischofswiesen geerbt. Dafür habe ich einen Schreiner gesucht, der mir hilft, es nach meinen Vorstellungen umzubauen. So haben mein Mann Matthias und ich Andreas Baumann kennengelernt“, erzählt Andreas Bunsen. Aus der Arbeit ist Freundschaft geworden und ein Traum entstanden. Als sie bei einem Abendessen beim Schreinermeister eingeladen wurden, entdeckten die beiden eine wunderschöne Schaukel, die er für seine Kinder gebaut hat. „Wir haben ihn gefragt, warum er diese Schaukel nicht verkauft, die will doch jede:r haben. Er meinte, dass die bei der Arbeitszeit, die er reinstecke, viel zu teuer wäre. Matthias und ich waren aber so begeistert, dass wir gleich gesagt haben, lasst uns doch ein Projekt daraus machen“, berichtet Andreas.

Weil alle drei in ihrer Kindheit gern geschaukelt sind, fragten sie sich, was wohl passiert, wenn man Schaukeln an verschiedenen Orten aufstellt und damit in die Öffentlichkeit geht. „Das Schaukeln ist ein universelles Thema, weil es Menschen über die Kulturen hinweg anspricht. Es adressiert das Kindheits-Ich, das in allen von uns steckt. Das wollen wir mit unseren Schaukeln wiederbeleben“, meint der Gründer, der nach zehn Jahren bei der Lufthansa eine Marken- und Kommunikationsagentur betreibt. Dem qualitativen Anspruch von Schreiner Baumann möchten sie treu bleiben und das Projekt nur so lange machen, wie es allen Freude bereitet.

DAS HOLZ

Bewusst haben die Berchtesgadener sich trotz hoher Nachfrage gegen eine kommerzielle Massenproduktion entschieden. Die „Hutschn“ sind alles Unikate, die im Meisterbetrieb von Andreas Baumann von Hand in 15 detaillierten Arbeitsschritten gefertigt werden. Aus möglichst regionalem, massivem 200 Jahre altem Eichenholz. „Viele Schreinereien geben das Holz in die Trockenkammer, um den Prozess zu beschleunigen. Unseres hingegen trocknet mindestens zehn Jahre lang an der Luft“, erklärt Bunsen. Der Vorteil? Die Fasern des Holzes können sich an das Klima gewöhnen und das Holz verformt sich nach der Bearbeitung keinen Zentimeter. „Das ist, wie wenn du ein Kind verbiegen willst. Dann wirst du auf Widerstand stoßen. Gib ihm Zeit und Ruhe und es findet seine eigene Form“, meint Andreas. Mit dem Holz, das bei der Fertigung übrigbleibt, werden Tellerschaukeln (Della-Hutschn), Hängematten (Launtsch) oder auch Brotbrettchen gebaut. Die Späne in den Ofen gestopft und die Werkstatt damit geheizt.

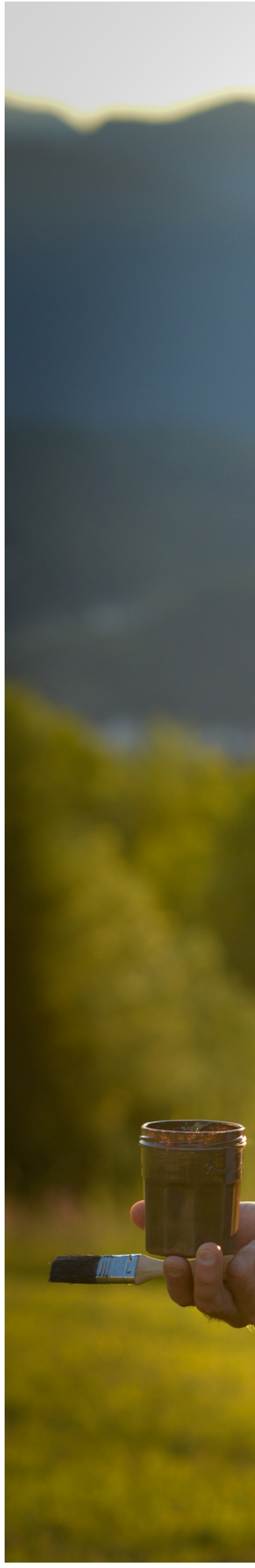


DAS SEIL

Die Seile, an denen das Holzbrett hängt, werden in einem weltweit einzigartigen Verfahren gespleißt. Warum? Weil das Spleißen die Seile besonderes robust macht und damit extremen Belastungen standhält. Das Seil kommt völlig ohne Knoten aus. Das kennt man vom Schiffsbau oder von Seilbahnen. Das Seil hält rein über die Klemmwirkung, wenn sich die einzelnen Fasern miteinander verbinden. „Der schwächste Punkt eines Seils ist immer der Knoten. Durch Reibung und Belastung reißt es dann irgendwann. Unser Seil hingegen hält 2,5 Tonnen, also einen ganzen Elefanten, aus. Das braucht kein Mensch, aber wir lieben es mit dem Material etwas zu machen, das utopisch ist“, schmunzelt der Ideengeber.

DAS GERÜST

Für das Gerüst, an dem die Schaukel schlussendlich hängt, arbeiten die „Hutschn“-Macher mit einem Metall- und Holzbauer zusammen. Die Aufhängung muss je nach Größe, Ort und Lage extrem sicher sein. Über ein riesiges Fundament im Boden kann das filigrane Gestell auch Wind und Wetter trotzen. Bei großen Dimensionen kann es schon bis zu sechs Monate dauern, bis die Rohstoffe für so ein Gestell kommen. Sind diese dann da, wird die Aufhängung vom Schreinermeister in der Werkstatt kalibriert, auch bei höchstem Schnee ausgeliefert und vor Ort mit den Jungs aufgebaut.



DAS LAND DER SCHAUKELN

So wie in Damüls Faschina, wo letzten Winter vier überdimensionale „Hutschn“ in nur vier Wochen aufgestellt wurden. Nur fußläufig zu erreichen, eine auf der Skipiste, in bis zu 1.850 Metern Seehöhe mit atemberaubendem Bergblick. Tourismusdirektor Mathias Klocker entdeckte die Schaukeln in den Medien und nahm Kontakt mit den Herstellern auf. Die Zusammenarbeit sollte der Beginn von etwas Größerem sein. Dem Tourismusverantwortlichen aus Damüls schwebt ein europäischer Schaukelwanderweg in den Alpen vor. Bei Gründer Andreas stieß er damit auf offene Ohren: „Mathias und mich umtreiben ähnliche Gedanken, wie wir den Tourismus nachhaltiger und lebendiger machen können. Wir wollen dafür über die Länder hinweg etwas Langlebiges schaffen, das uns Menschen miteinander verbindet.“ Denn was wir heute unter dem etwas ausgelutschten Begriff „Nachhaltigkeit“ verstehen, stehe im Fokus des Schaukelprojekts.

HANDWERKLICH.
LANGLEBIG.
EINZIGARTIG.

Andreas Bunsen erfüllte sich einen Kindheitstraum
Wann immer die Hutschn in der Öffentlichkeit auftaucht, ist der Visionär am Werk.

DIE PERSPEKTIVE WECHSELN

„Ich habe mich immer gefragt, wie ich gut wirtschaften und einen kleinen ökologischen Fußabdruck hinterlassen kann. Das geht nicht immer auf, aber ich möchte schon möglichst enkeltauglich und regional leben. Je älter ich werde, desto wichtiger ist mir das“, meint der Schaukelfan. Für ihn bedeute das vor allem raus aus dem höher, schneller, weiter und hin zu einem ruhigeren Leben und auch Tourismus. Die Schaukel schaffe dabei eine Schnittstelle zwischen Mensch und Natur. Sie sei eine Einladung zum Perspektivwechsel, den Blick auf die Umgebung immer wieder neu zu schärfen und dem kindlichen Impuls zu folgen. Sowie über das klassische Produzieren von Gegenständen hinauszudenken und die Schaukel auch in Bereichen wie der Philosophie, Kultur und Performances mit Künstlern einzusetzen. „Wir überlegen immer wo es Synergien gibt und treffen dabei auf Menschen, die etwas bewegen wollen, wie im Bregenzerwald. Da gibt es so viele Leute, die einfach schaffen und gemeinsam gestalten. Diese Kultur hat mich sofort erreicht“, ist der kreative Kopf begeistert.

IN (DIE) FREIHEIT SCHAUKELN

Ähnlich große Schaukeln stehen nicht nur in Damüls, sondern auch in Andreas Heimat, Berchtesgaden am Obersalzberg. Da, wo Hitler seinen Berghof hatte und irren Pläne schuf. Hier wurde bewusst eine „Hutschn“ aufgebaut, um an diesem sensiblen Ort sinnbildlich in die Freiheit zu schaukeln. Auch im Kulturhof Stanggass in Bischofswiesen, in Tourismusbetrieben oder auf der Marxenhöhe stehen weitere „Hutschn“, letztere mit spektakulären Ausblicken auf Berchtesgaden und die umliegenden Alpen. Andreas und seine Freunde erreichen auch immer wieder Anfragen von Prominenten, wie beispielsweise der Autorin Rita Falk. „Sie ist begeisterte Hutscherin. Wenn sie gestresst ist, sagt sie, hockt sie sich auf die Schaukel, schwingt los und lässt ihre Geschichten entstehen“, erzählt der Gründer stolz. Manchmal schicken Andreas und Co. auch eine Schaukel an jemanden raus, der sie sich nicht leisten kann. Denn der Preis für eine handgefertigte „Hutschn“ ist mitunter stolz: ab 433 Euro ist sie zu haben. „Es sind aber Schaukeln fürs Leben“, sagt Andreas und betont: „Wir sind eine kleine Werkstatt und wollen unserem Anspruch treu bleiben. In unseren Preisen steckt die gesamte kreative und handwerkliche Leistung. Rabatte sehe ich als Entwertung von Arbeit. Qualität hat einfach seinen Wert. Das müssen wir gesamtgesellschaftlich wieder schätzen lernen.“

MENSCHEN SIND SINNSUCHENDE

Die „Hutschn“ ist mehr als nur eine Schaukel. Ein gemeinsamer Weg, der über den Mut zu spinnen und Kindheitsträume zu verwirklichen, entstanden ist. „Die Schaukel hat uns drei geholfen, uns zurückzubesinnen. Das hört sich schräg an, aber sobald sich jemand auf eine Schaukel setzt, wird die Metaebene aktiviert. Menschen, die sehr verkopft sind, lassen endlich los. Schaukeln hat etwas Befreiendes“, meint Andreas und erklärt: „Wir haben Versuche gemacht und auf größeren Festen vier Schaukeln gegenüber aufgestellt. Wildfremde Menschen sind aufeinander zu geschaukelt und ins Gespräch gekommen. Sie haben sich mit den Füßen berührt, gescherzt und gelacht. Am Ende sind sie zusammen in der Wiese gesessen und haben sich unterhalten.“

Die „Hutschn“ sei deshalb ein Steigbügel, um Menschen auf Ideen zu bringen und miteinander zu verbinden. „Der Verkauf der Schaukel stand für uns nie im Vordergrund, sondern sie zu nutzen“, sagt Andreas. Auch zur Lenkung von Tourismusströmen. Die Schaukeln sollen Gäste weg von den Hot Spots leiten und so Entschleunigung für diese Orte schaffen. Etwas, das auch bei den drei Freunden einen großen Stellenwert hat. „Wir haben alle Ähnliches erlebt. Geprägt vom Leistungswahnsinn, den wir in der Schule schon eingetrichtert bekommen, waren wir in diesem Hamsterrad gefangen und nicht mehr glücklich“, erzählt der Berchtesgadener und meint: „Das Projekt hat uns da rausgeholt. Aus dem Geschehniszwang, immer etwas tun zu müssen. Wir haben uns wieder auf die Qualität von Arbeit, Freundschaft und Leben besinnt. Denn am Ende des Tages haben wir nur dieses eine und es ist verdammt schnell rum.“

RESONANZ STATT ENTFREMDUNG

Natürlich sei das nicht immer leicht. Denn auch bei der Arbeit mit Freunden, wolle immer einer ganz vorne sein. „Darüber können wir heute lachen, das hat uns zusammengeschweißt. Wir haben vor allem über das Kollaborative unheimlich viel Qualität und Erlebnisse in unser Leben geholt. Aus unserer Freundschaft ist durch die vielen Gespräche an den Wochenenden so viel mehr entstanden“, freut sich Andreas. Für die Zukunft wünsche er sich deshalb noch mehr spannende Projekte, wie beispielsweise Schaukeln in Krisengebieten oder zwischen armen und reichen Bezirken in Städten aufzustellen. „Die erste Schaukel wurde bei Ausgrabungen im 13. Jahrhundert vor Christus, vermutlich von einer Priesterin aus Kreta, gefunden. Als begeisterter Europäer möchte ich durch kulturelle Projekte in ganz Europa den Perspektivwechsel philosophisch verdeutlichen und echte Begegnungen zwischen den Leuten schaffen“, gibt der Kommunikationsexperte preis.

Denn die Themen, die die Menschen faszinieren und beschäftigen, seien immer die Gleichen. Andreas meint: „Wir leben in einer digitalen Welt, in der wir in 24 Stunden überall sein können, wo wir wollen. Was uns aber fehlt, ist die Resonanz. Das zu tun, was einem wirklich Freude macht und Sinn stiftet. Das zieht andere Menschen magisch an und schafft eine echte Verbindung. Auch dafür steht das „Hutschn“-Projekt. Unsere Schaukel kann so eine Schwingung, ein Impuls sein, die Welt mit anderen Augen zu sehen.“

SKISCHUHE VON ALPINPROFIS

JEDE HUNDERTSTELSEKUNDE ZÄHLT

Der ÖSV-Bootfitter in seinem Element
Die Skischuhe der Profis werden perfekt angepasst.

Im alpinen Skirennsport liegt oft nur eine Hundertstelsekunde zwischen Sieg und Niederlage. Das Talent, die Disziplin, das Umfeld und auch das richtige Material spielen eine wichtige Rolle. Der schnellste Ski nützt aber nichts, wenn der Schuh nicht passt. Die Athlet:innen müssen ihren Schuhen blind vertrauen, die bei absurden Fliehkräften keinen Millimeter nachgeben dürfen. Andreas Erath ist Bootfitter beim österreichischen Skiverband (ÖSV) und kennt die Füße der Profis besser als sie selbst.

Jeder Wintersportfan hat es schon einmal erlebt: Der Skischuh treibt einem schon vor der Fahrt die Schweißperlen auf die Stirn. Es zwickt und zwackt und nur selten passt er perfekt. Die Profis kennen dieses Problem nicht, sie lassen ihre Skischuhe ganz genau auf ihre Füße anpassen. „Bootfitting“ heißt das in der Fachsprache und wird auch immer häufiger von Hobbyläufer:innen in Anspruch genommen. Denn durch den perfekt angepassten Schuh verbessert sich nicht nur der Komfort, sondern auch die Performance beim Skifahren, da die Kraftübertragung auf den Ski direkt über den Skischuh kommt.

Andreas Erath kennt sich damit bestens aus. Der Damülser ist über Bekannte zum Skitesten gekommen und in einer Schuhwerkstatt hängen geblieben. 15 Jahre später passt er in der eigenen Werkstatt unter seinem Wohnhaus für den ÖSV die Weltcup-Schuhe von Katharina Liensberger, Michael Matt, Christian Hirschbühel und Co. an. „Von den Körperproportionen bis zum Fahrstil – jede:r Athlet:in ist anders. Deshalb müssen auch ihre Schuhe individuell auf sie angepasst werden“, sagt Andreas, der bei fast jedem Rennen an der Strecke steht. Wichtig seien aber vor allem die Trainingstage im Vorfeld, meint der Skischuhfitter, denn bei den Testfahrten werden mit dem richtigen Material die Weichen für die gesamte Saison gelegt.

Mit Spezialwerkzeug
Aufspannen, ausfräsen und ausdrücken, bis der Schuh passt.

INDIVIDUELLE ANPASSUNG

Für Liensberger macht er zum Beispiel acht paar Schuhe, die sie in Argentinien oder Neuseeland testet. Der erfahrene Servicemann weiß genau, auf was es beim Rennschuhfitting der Top-Läufer:innen ankommt. Die Basis nach der richtigen Schuhauswahl bildet eine angepasste Einlage oder auch ein Schauminnenschuh, so wie Liensberger ihn fährt. Das Schäumen zählt dabei zu den älteren, traditionellen Bootfitting-Verfahren und ist nach wie vor hocheffektiv. „Hierbei wird ein Spezialschaum in einen vorgefertigten Innenschuh-Rohling eingespritzt, sodass sich der Innenschuh passgenau an den Fuß anschmiegt“, erklärt Andreas.

Zuerst stellt er die Rennläufer:innen allerdings barfuß in den aufgespannten Skischuh hinein und kann so alle Druckstellen identifizieren und markieren. „Oftmals haben sie ein Überbein, das kann ich dann seitlich an der Schale ausfräsen. Auch beim Knöchel oder an der Ferse kann ich die Schale schleifen, ausdrucken und so genau an den Fuß anpassen“, meint der Servicemann. Wenn der Schuh dann passt, wird zum Schluss noch das „Canting“ auf die individuelle Beinstellung (X- oder O-Beine) eingestellt. Dazu kann die Manschette (der obere Teil des Schuhs) verstellt oder auch die Sohle abgeschliffen werden, um den benötigten Winkel zu erreichen. „Dadurch greift der Ski besser, da der Schuh dem Verlauf des Beins folgt“, so der Experte.

RENNSCHUHFITTING NACH MASS

Die perfekten Rennskischuhe der Profis sind höchst präzise Maßarbeit, bei der um jeden Millimeter gefeilt, geschliffen und gefräst wird. Bis der Skischuh wie angegossen sitzt und jede Bewegung optimal auf den Schnee überträgt. Jede einzelne Komponente des Schuhs wird angepasst, damit dieser am Ende individuell auf die Sportler:innen und die jeweilige Disziplin zugeschnitten ist. „Manche fahren Riesentorlauf und Super-G denselben Schuh, normalerweise wird bei jeder Disziplin auch des dazugehörige Material gewechselt“, weiß Andreas. Je schneller die Disziplin, umso weichere Schuhe werden verwendet. „Im Slalom sind das schon bockharte Dinger, die dir fast das Blut abschneiden“, meint der Spezialist. Schmerzen gebe es aber aufgrund der genauen Passform keine.

Das hat Priorität, denn beim Skifahren ist die Verbindung zwischen Ski und Mensch, der Schuh. „Nur wenn beide miteinander harmonieren, können sich die Profis aufs Fahren konzentrieren“, betont der Spezialist. Beim Anpassen gehe es deshalb tatsächlich um Nuancen. Wer das nicht glauben mag, wird vom Experten eines Besseren belehrt. „Schon 0,25 Grad können einen spürbaren Unterschied ausmachen. Davon sind zumindest ein paar Profis überzeugt“, lacht der Bootfitter. Beim Fahren könne er meistens schon sehen, ob es am Ski oder Schuh liege. Nach dem Feedback der Athlet:innen gehe die Millimeterarbeit dann erst richtig los.

IM SKIWELTCUP UNTERWEGS

Im Sommer heißt das für den Skischuhmacher um vier Uhr aufstehen, um eine Stunde später bei der Bahn zu sein. Dann geht es rauf aufs Matterhorn, wo die Sportler:innen in der Früh das erste Training absolvieren, bevor der Schnee zu weich wird. Nach dem Training dann hinunter ins Dorf, ins Hotel zum Umziehen und Mittagessen. Während die Profis dann meistens eine Siesta einlegen, fängt die eigentliche Handarbeit für den Servicemann an. In einem Raum stellt er seine Werkbank auf und tüftelt an den zukünftigen Erfolgsschuhen herum. „Meistens bleibe ich fünf, sechs Tage am Stück vor Ort und fahre dann für zwei, drei Tage wieder nachhause. Bis der Weltcup mit dem ersten Rennen in Sölden beginnt“, erzählt Andreas.

Dann geht es Schlag auf Schlag – Rennen in Amerika, danach Finnland, wieder Amerika oder Kanada, Frankreich, Italien und so weiter. Der Damülser reist mit dem Skiweltcupteam in über zehn Länder pro Jahr. 45 Serviceleute betreuen das Skiteam beim ÖSV, aber nur einer darf ran an die Schuhe. Andreas kümmert sich hauptsächlich um die Marken Rossignol und Lange, denn jede Skifirma hat ihren eigenen Betreuerstab dabei. Obwohl Andreas in diesem Jahr aufgrund familiärer Verpflichtungen etwas kürzertreten will, macht ihm der Skizirkus immer noch großen Spaß. „Ich mache mir immer Gedanken, wie ich die Athlet:innen weiterbringen kann. Sie müssen nicht einmal gewinnen, aber wenn es gut läuft, freut mich das am meisten“, betont der Schuhspezialist.

Vor allem wenn etwas nicht funktioniere, aber nach einer kleinen Schuhanpassung schon. „Mein persönlicher Erfolg ist, wenn ich merke, dass ich den Sportler:innen auf ihrem Weg helfen kann und sie die größte Freude damit haben“, sagt Andreas. Denn auch wenn das Reisen manchmal anstrengend sei, jeder Beruf habe seine Sonnen- und Schattenseiten. Die Zusammenarbeit mit den Athlet:innen und die Schönheit seiner Arbeitsplätze überwältige ihn jedes Mal: „Wenn wir mit dem Team in Finnland neben vereisten Hütten stehen und die Sonne hinter den Bergen aufgeht, sind das schon brutal schöne Momente. Dann weiß ich wieder, warum ich diesen Job mache.“

KALT ABER Magisch

IGLU ABENTEUER IN DAMÜLS

Bei Minusgraden in Schnee und Eis schlafen? Das tun doch nur Verrückte! Oder ganz normale Menschen, die ein Abenteuer erleben möchten. In Damüls Faschina kann jede:r eine Nacht im Iglu verbringen. Dazu muss man es aber erst einmal bauen. So wie zwei Reisejournalisten aus München und Berlin und sechs weitere Teilnehmer:innen am bewegenden Outdoorerlebnis mit Erlebnispädagoge Christoph Oberhauser.

Das Iglu als Haus aus Schnee diente den Inuits früher als schützende Notunterkunft bei Jagdausflügen oder Wanderungen. Zwei geübte Personen benötigten dafür lediglich eine Stunde Bauzeit. Schön wär's, dachten sich die Teilnehmer:innen des Iglu-Abenteuers in Damüls – über sechs Stunden haben sie für ein Einziges gebraucht. Zwei davon mussten bis zum Anbruch der Dunkelheit stehen. Das dritte Iglu hat Outdoorguide Christoph bereits zuvor gebaut, denn mehr als zwei sind an einem Tag mit einem siebenköpfigen Team kaum zu schaffen.

Christoph bietet sanfte und individuelle Naturerlebnisse auf höchstem Niveau. Mit sanft meint er den Umgang mit der Natur, denn das Iglu bauen selbst ist ein Knochenjob, den man so schnell nicht mehr vergisst. Wie den gebürtigen Bregenzerwälder, der schon so viele Dinge erlebt hat, für die manch einer zwei Leben brauchen würde. Vom Bundesheer zur HTL nach Wien, ins Architekturbüro und zum Freestyle-Skifahren in den Bergen. „In Damüls habe ich ein halbes Jahr lang versucht, an die Spitze des Skiballetts zu kommen, leider nur mit mäßigem Erfolg", erzählt der Outdoorfan, obwohl es ihm an Bewegungstalent nicht fehlte. Tanzen auf Skiern, nennt es der Tausendsassa, der eineinhalb Jahre jeden Tag von Lustenau nach St. Gallen ins klassische Ballett gependelt ist.

Christoph kontrolliert jeden Schneeblock genau.

Genauigkeit ist das Maß aller Dinge

DER BERUFUNG ENTGEGEN

Vom Skiballett kam er auch zum Modeln, wo er sich drei Jahre für eine hiesige Agentur auf zahlreichen Laufstegen der Region wiederfand. Das war aber noch nicht alles. Im Baugeschäft des Vaters kletterte er nochmals die klassische Karriereleiter – vom Hilfsarbeiter bis in die Geschäftsleitung der Baufirma – hoch, bevor er sich endgültig umorientierte, 18 Monate mit dem Fahrrad durch die Welt fuhr, soweit ihn seine Beine trugen. Immer der Sonne und wohl auch seiner Berufung entgegen. „Irgendwann hast du auch von den schönsten Plätzen der Welt genug und freust dich wieder auf den Regen und die Jahreszeiten. Da wusste ich, dass ich in Vorarlberg bleiben will“, so der 63-Jährige. Hier gebe es wenig Naturkatastrophen, die Umwelt sei noch halbwegs intakt, das Wasser sauber und das Leben am ausgewogensten.

Als eines von sieben Kindern, kam er über seinen ältesten Bruder mit 42 Jahren zur Outdoorguide-Ausbildung. „Wir sind schon als Kinder von der Schule heim und dann bis abends in die Natur, zum Skifahren oder an die Bregenzer Ach. Während der Ausbildung habe ich gemerkt, dass ich genau das wieder tun will“, sagt der Erlebnispädagoge. Heute macht er nur mehr das, was ihm gefällt. Im Sommer sind das Wildwassertouren in Flüssen, Lehrlingstage mit Natursportarten wie Trekking oder Klettern sowie Übernachtungen ohne Dusche, Handys und Elektronik in der Natur sowie Seekajaktouren im Meer vor Sardinien, Korsika, Kroatien und Griechenland. Im Winter geführte Schneeschuhwanderungen oder eben Iglus bauen und darin übernachten.

DISZIPLIN IST GEFRAGT

So wie 500 Meter hinter dem Damülser Tourismusbüro. Wo sich die acht Teilnehmer:innen seines Iglu-Abenteuers an einem verschneiten Wintertag in den frühen Morgenstunden trafen. Mit Schneeschuhen, Skistöcken, Gamaschen, Sägen, Schaufeln, Gummijacken und -hosen, Handschuhen sowie Koch- und Essgeschirr ging es ans Eingemachte. Die Grundzüge fürs Iglu bauen hat Christoph als Lehrtrainer für seine Ausbildungsstätte gelernt. Verfeinert hat er seine Technik durchs Üben selbst. „Wichtig sind vor allem Disziplin und Ausdauer, um ein Iglu fertigzustellen und darin die Nacht zu verbringen“, betont der Igluexperte.

Dafür mussten die Abenteuerlustigen zuerst den richtigen Platz aussuchen, ihn flach treten und die Größe der späteren Iglus markieren. „Dann schaufeln wir erstmal eine Stunde lang eine ebene Fläche, damit wir überhaupt bauen können“, erklärt Christoph. Das Gelände in Damüls sei wegen der großen Schneewechte zum Iglu bauen bestens geeignet, weil der Schnee durch die Art der Hanglage und einen Tobel vom Wind besonders stark eingeblasen wird. Der Schnee wird dadurch fest und leichter als in der Ebene. Leicht ist dabei relativ, denn die Schneeblöcke, die die Teilnehmer:innen für den Bau der Iglus rausschneiden müssen, wiegen je nach Standort zwischen 15 und 20 Kilogramm. Zur Vorbereitung legen sie einen kleinen „Steinbruch“ nahe dem Bauplatz an, wo die Blöcke mit Schneesägen möglichst genau herausgeschnitten werden. Rund 80 davon müssen für ein Iglu mit zwei Schlafplätzen vom Steinbruch zum Bauplatz getragen und in Form einer Halbkugel aufeinandergesetzt werden.

Schaufeln, graben, setzen

Kraft und Ausdauer sind beim Iglubau gefragt.

SCHNEE ALS WÄRMEDÄMMUNG

Zwei Gäste arbeiten im Steinbruch, zwei andere setzen die Blöcke am Bauplatz aufeinander. Die anderen füllen die Fugen mit Schnee. Drinnen und draußen, damit die Blöcke überall anfrieren und ein stabiles Iglu entstehen kann. Auch wenn es draußen minus fünfzehn Grad hat, sollte es innen plus fünf Grad haben. Denn Iglus sind nach außen eine geschlossene Halbkugel ohne Öffnungen. „Den Eingang graben wir von unten nach oben in den Boden des Iglus. An der Innenseite wird am Schluss ein zehn bis fünfzehn Zentimeter tiefer Kältegraben gezogen, in den die kalte Luft absinkt und über den Eingang nach außen abfließen kann. So bleibt die wärmere Luft oben im Liegebereich der Übernachtenden“, erklärt der Experte und schmunzelt: „Natürlich ist ein Iglu kein Luxushotel und immer noch kalt, aber mit Unterlags- und Isomatte, Biwaksäcken und einem guten Schlafsack ist es schon auszuhalten, außer man ist nichts gewohnt.“

Sobald die ersten beiden Reihen des Iglus mit den Schneeblöcken fertig sind, macht Christoph normalerweise eine Pause mit einem Schneebuffet mit Brot, Paprika, Nüssen, Avocado, Kaminwurzen, Käse, Oliven, Keksen und Schokolade in Bio-Qualität. „Wenn die Teilnehmer:innen diesen Meilenstein erreichen, dann macht es Klick im Kopf und sie spüren, dass sie es schaffen. Machen wir früher Halt, ist die Motivation sofort weg“, weiß der Fachmann. Danach wächst das Iglu Schicht um Schicht stetig nach oben, bis es zum Abend hin hoffentlich fertig ist. Dann kocht Ursula, Christophs Frau, ein vorbereitetes Gemüse-Linsen-Curry mit Kartoffeln und schmelzt Raclette-Käse am Feuer. Gut gestärkt kann die Nacht im selbstgebauten Iglu beginnen. Für die meisten Menschen die nächste körperliche und geistige Herausforderung, denn die erste Nacht draußen in der Natur schläft man selten gut. So viel Neues, die Anstrengung, die Kälte, die Geräusche – das muss man erst einmal verarbeiten.

DRAUSSEN SCHLAFEN

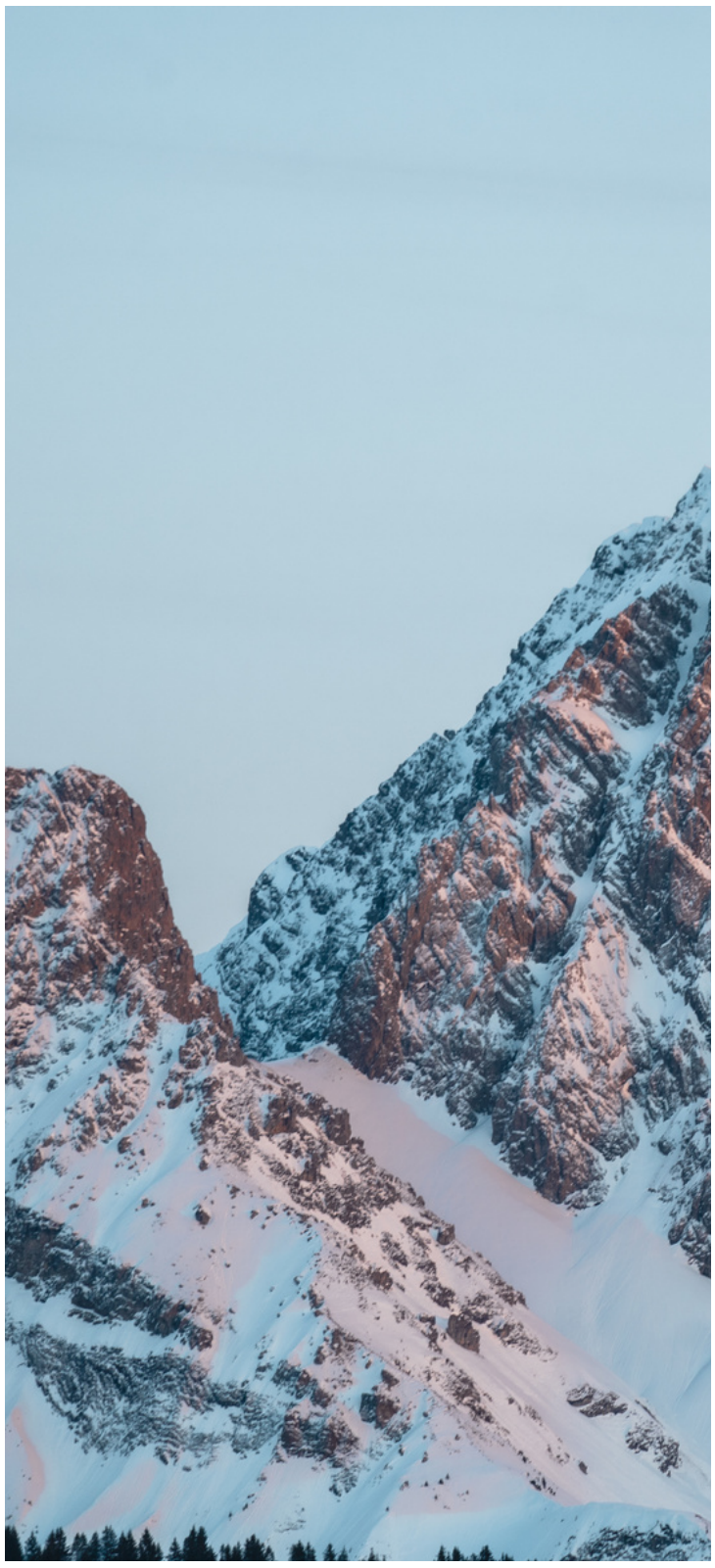
Für Christoph kein Problem, der Naturliebhaber hat vier Jahre täglich bei jeder Witterung auf seinem eigenen Balkon geschlafen. Auch beim Iglu-Abenteuer schläft er im besonderen Schlafsack, nach eigenen Angaben mit einer Komforttemperatur von bis zu minus fünfzehn Grad Celsius, draußen. Warum? „Ich bin für die Gruppe verantwortlich und will das Ganze überwachen. Würde ich im Iglu liegen, bekäme ich gar nicht mehr mit, was draußen passiert. Fängt es an zu schneien, spanne ich eine Plane, ohne dass die Gäste es bemerken“, erklärt der Erlebnispädagoge. Klingt logisch, trotzdem verrückt. Aber für große Abenteuer muss man etwas wahnsinnig sein und Mut mitbringen. „Der Iglubau war ein ganz besonderes Erlebnis. Mit viel Durchhaltevermögen und Humor entsteht nach einem Tag voller Arbeit, eine Unterkunft, die nur aus Schnee besteht. Diese Erfahrung hat unsere Gruppe zusammengeschweißt“, kann Teilnehmerin Sarah Greber bestätigen.

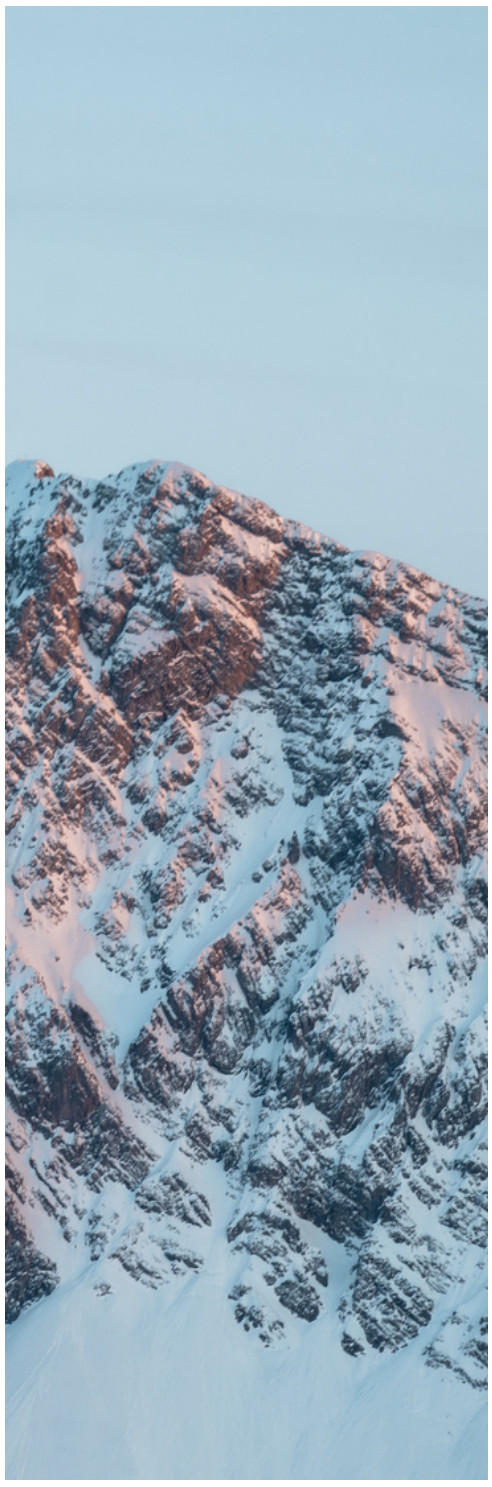
All-Inclusive-Urlaub, das gibt’s bei den Naturerlebnissen von Christoph Oberhauser nicht. „Man muss raus aus der Komfortzone und selbst etwas tun. Dann lernt man über sich hinauszuwachsen“, glaubt er. Mit vollem Fokus auf eine Sache, denn beim Iglubau muss jeder Handgriff passen. „Wenn das Team funktioniert, freut mich das am meisten. Es gibt kein besseres Teamtraining, man wächst zusammen und jede:r setzt seine Fähigkeiten dort ein, wo wir sie brauchen“, so der Outdoorexperte, der die Menschen für ein Leben mit und in der Natur sensibilisieren will.

DIE NATUR IST UNSER MEISTER

„Man kann die Natur zu nichts zwingen. Ich finde es schade, dass die Menschen das tun“, sagt er. Wenn sie Müll liegen lassen oder Feuerstellen nicht wegräumen, ärgert ihn das. „Die Natur aber ist standhaft, lässt sich nicht beugen und gibt uns immer zurück, was wir ihr antun“, meint er. Wenn es keine Naturkatastrophen gäbe, würde der Mensch sie systematisch zerstören. „Die Natur ist unser Meister, sie macht keinen Unterschied zwischen arm und reich, schwach und stark, sie ist einfach und ruht in sich“, beschreibt der Outdoorguide. Wie ein Wald, wo die Bäume miteinander kommunizieren und ein Klima produzieren, das uns extrem guttut. „Und wir machen sie kaputt“, regt er sich auf. Bei vielen seiner Seekajaktouren reinigt er mit den Teilnehmer:innen deshalb auch Strände komplett und vergräbt den Müll an einem sicheren Ort, um der Natur etwas zurückzugeben.

Sicherheit, das hat bei seinen Abenteuern neben der Natur oberste Priorität. Er scoutet Locations für seine Touren auf eigene Faust und versucht alle möglichen Risiken für seine Gäste zu minimieren. „Ungewissheiten bleiben immer, aber bis auf zweimal, als wir wegen Lawinengefahr bei meiner Ausbildung eingeschneit waren und bei einer Seekajaktour an den Klippen auf selbstgebauten Steinpodesten eine Nacht verbringen mussten, habe ich noch keine lebensbedrohlichen Situationen erlebt“, verrät der Abenteurer, der den Schritt in die Selbstbestimmtheit keinen Tag bereut. Der Unterschied zu seinem „alten“ Leben? „Naja, ich lebe!“, betont er. Materie bedeute ihm heute nichts mehr, außer einem Handy, Bett und einer Küche steht bei ihm in der kleinen Wohnung mit Balkon nicht viel rum. „Gesundheit und Lebensfreude sind das Wichtigste, dafür tue ich alles, was ich meine zu können.“ Klingt logisch und eigentlich kein bisschen verrückt.





BESUCHEN SIE UNS ONLINE!

DAMÜLS FASCHINA TOURISMUS

#DAMUELSFASCHINA

IMPRESSUM

Herausgeber:
Damüls Faschina Tourismus
Damüls 138
6884 Damüls
+43 (0)5510 620
info@damuels.at
www.damuels.at

Text:
Christina Mathis
Altweg 6
6923 Lauterach

Druck:
sachesieben GmbH
Hintere Achmühlenstraße 1a
6850 Dornbirn

Bildnachweis/Fotografie:
twosomepioneers, Mia Feline, Mathias Klocker, Martin Morscher, Pia Pia Pia,
Hide Hagemann, Carlos Blanchard, Matthias Bunsen, Lukas Holland